

Friedrich Schnack

Fernes Meer und ferne Insel

Kurz vor Sonnenaufgang passierte das Schiff aus Marseille Kap Guardafui an der ostafrikanischen Küste. Nach der heißen Windstille im Golf von Aden kam ein erfrischender Luftstrom aus dem Indischen Ozean, in den wir hineinstachen, geflossen. Das Kap schaute undeutlich aus dem Morgendunst. Von Südosten aus gesehen ähnelte es einem ruhenden Löwen mit ostwärts blickendem Kopf. Südlich davon erhob sich, etwas gegen Westen zurückliegend, ein höherer Vorsprung über dem Steilabbruch des geschichteten Tafellandes, das „falsche Kap Guardafui“. Bald wurde der Luftstrom kräftiger, und das Meer begann sich stärker zu bewegen. Es schien erwacht zu sein und sein ungestümes Tagewerk zu beginnen. Das Schiff, ein großer Personendampfer, stampfte. Die Wellen erhöhten sich, auf dreieinhalb bis vier Meter wurden sie von Sachverständigen geschätzt. Wie flüssiger schwarzblauer Stahl rollten sie daher, und schneeweiße Kämme stürzten von ihnen herab. Der ganze Tag, der nun folgte, war von ihrer Orgelmusik erfüllt.

Am Abend erschien am Himmel das Kreuz des Südens mit seinen vier Sternen. Kassiopeia, das schöne „W“ am Nordhimmel, war untergegangen. Kaum noch sichtbar war der Polarstern. Eine neue Welt sauste heran. Der Sommermonsun aus Asien knatterte. Donnernd hatte die See ihr Nachtlied angestimmt. Am Morgen knallte schwerer Sturm über das Schiff, die Wellen waren haushoch. Bis zu acht Meter Höhe und noch höher bäumten sie sich auf. In meiner Einzelkabine war ich schmerzhaft geweckt worden: meine Kleiderbürste, die auf der Schrankkante gelegen hatte, war mir gegen den Kopf geflogen. Noch etwas schlafbefangen merkte ich mit einemmal, daß das Endstück meines Bettes langsam und drohend emporstieg. Diese Bewegung legte mich schlankweg um. Nun erhob sich das Kopfende und versuchte, mich fußwärts nach Süden abzuschieben. Das widerstrebte jedoch dem Fußende des Bettes, es mischte sich neuerdings ein, tauchte wieder drohend empor, ehe es aber noch oben angelangt war, machte es plötzlich halt, versuchte jedoch zugleich mich durch eine gemächliche seitliche Neigung aus meiner Lage zu kippen. Ich schlug gegen die Kabinenwand.

Mit einiger Schwierigkeit gelang mir, aufzustehen. Und unter allerlei Schwierigkeiten kam ich an Deck. Alle Luken waren dichtgemacht. Die Matrosen hatten alles geschlossen, bis auf die Tür an der Leeseite. Ich torkelte hinaus auf das Promenadendeck und wurde mit einer prasselnden Dusche empfangen. Vor mir rollte ein gewaltiges Schauspiel ab. Die Wellen und Wogen, geradewegs auf das Schiff losbrechend und mit tausend Fäusten gegen die Wandung hämmernd, leuchteten auf der Unterseite dunkelblau, auf der Oberseite flaschengrün und gläsern durchsichtig. Blauweiße Schaummassen stürzten, lawinenähnlich donnernd, zischend und brausend in die Wellentäler. Abermals von Urgewalt emporgerissen, zerstäubten sie in der Luft zu blendendem Wasserstaub. Unübersehbar fluteten Wogen heran – Kavalkade auf Kavalkade. Sie stürmten grimmig daher, zerschmetterten sich am Bug und

stoben in Fetzen in die Luft. Alle Augenblicke verschwand das Vorderschiff in Sturzseen, während das Promenadendeck von schaumigen Wassermassen überschüttet war. Die Fenster der Vorderbrücke waren geschlossen. Das Wasser fledderte krachend dagegen. Sogar von der darüberliegenden Kommando-
brücke trieften die Bäche.

Verzagten Gesichts wagten sich jetzt einige andere Fahrgäste an Deck. Die Sonne stieg höher. Glanzvoll und glorreich waren ihre Lichtspiele, die sie mit Wasser und Wogen hervorzauberte. Nun warf sich unversehens eine Riesenwoge finsterblau, ein Ungeheuer, den grüngläsernen Kamm geschwellt, gegen das Schiff. Das Vorderschiff wurde von ihr verschlungen und unter blauweißen Wirbeln begraben. Der Gischt war strahlend hell, ein aufzischender Brunnen von Weiß und Quecksilber. Eine neue Woge, gewalttätig und voller Gier, rollte an, zerschmetterte ihren Leib brüllend am Schiff – der Sturm legte vom zerfetzten Kamm Schaum und Staub weit durch die Luft, und für Augenblicke lang goß die Sonne einen Regenbogen von brennenden Farben in das Gespräch.

Ich hatte mich an das Bordgeländer geklammert und sah zu, durchnässt bis auf die Haut. Vom Anblick des hoherregten, sturmgepeitschten Ozeans konnte ich mich nicht losreißen. Vielleicht würde ich nicht noch einmal seine „Unda maris“, die Meereswoge, den Haß und die Tobsucht des Ozeans erleben. Eine Festungsmauer von blauem Erz mit weißen Zinnen jagte vorüber. Blaugrün türmte sich eine Bergwand auf, Lawinen rollten von ihr zu Tal. Zwei Wogen, die neu ankommende und die zurückprallende, krachten gegeneinander, stiegen voll Wucht an einander empor, höher und spitzer, bis sie, gekrönt von einem aufzuckenden Regenbogen, zerstoben. Tief tat sich eine Schlucht auf, blauweiß geädert ihr Grund mit schwarzblauen Flanken: eine Sintflut warf sich aufbrüllend hinein. Behäbig wölbte sich ein breiter, blauer Berg, schwoh an und ließ kleine weiße Lämmer von Glas und Perlendunst auf seinen Hängen zierlich weiden – plötzlich klawte ein kreischender Reiß, und alles zerstob zu fliegendem Schaum. Ich wurde des Schauens nicht müde. Der Erste Offizier maß die Wellenhöhe – die höchste hatte vierzehn Meter. Das war großer Sturm, ein erhabener Kampf von Wind und Wasser.

Als die Sirene zur Mittagszeit grunzte, trat ich in das ungewöhnliche Bordleben zurück. Ich ging in den Speisesaal. Nur zwei Damen und ein paar Herren hatten sich eingefunden. Die meisten Tische waren erst gar nicht gedeckt worden. Von allen den Mitreisenden und Bordbummlern war kaum etwas zu sehen. Sie lagen in ihren Kabinen oder in Mäntel und Decken eingepackt irgendwo im Wind- und Wellenschatten auf ihren Liegestühlen. Die Kinder jedoch waren wohllauf.

*

Auf Madagaskar, im Süden der Insel, war mir gesagt worden, in der Nähe des Dorfes Itrongoy läge ein Weiher, darin große „heilige Aale“ lebten. Sie seien so zutraulich, daß man sie mit den Händen berühren und sogar streicheln könne. Die ihnen gereichten Heuschrecken nahmen sie einem sehr geschickt aus den Fingern. Ich bezweifelte die Wahrheit dieser Erzählung, war mir doch schon so mancherlei gesagt worden, das sich nachher nicht als richtig herausstellte. Dennoch beschloß ich, die Erzählung auf ihrem Wahr-

heitsgehalt hin nachzuprüfen. Von meinem Grasdorf in der tageweiten Steppe war es nicht weit nach Itrongoy, nur einen knappen, halben Tagesmarsch. Der Erzähler aber, Lucien, der die Arbeiter in den Glimmergruben des Grasdorfes beaufsichtigte, mußte mitkommen.

Ich und er nahmen je einen Tragstuhl und im ganzen zehn Mann als Begleitung. Der Weg führte nordwärts über grasige Hügelhänge und durch Reisfelder in Bodensenkungen, die von Bananenstauden eingesäumt waren. Auf den hohen Pflanzen saßen oder schwirrten scharenweise kleine Papageien umher. Auch ihre Vettern waren da, die großen Braun-Papageien, die aber die trockenen Stellen der Batatenfelder bevorzugten – Windengewächse, deren kartoffelähnliche Wurzelknollen genießbar sind. Gleich grünen Pfeilen jagten die schlanken Bienenfresser-Vögel durch die Luft. An einem Grashang stieg Lucien vom Tragstuhl, um sich die Taschen mit Heuschrecken vollzustopfen, für die Aale. Nach kurzer Zeit tauchte in der Ferne das Wahrzeichen von Itrongoy auf, ein spitzer Hügel mit drei hohen Monolithen, Steinsäulen, roh behauen, von denen jede einen Querbalken mit aufgesetzten Ochsenhörnern trug. Das war die Kreuzung der beiden uralten Eingeborenenpfade, die von Süden nach Norden und von Osten nach Westen führten.

Bald erhob sich auch das zweite Wahrzeichen von Itrongoy, der Rollenberg. So nannte ich ihn. Es war ein langgestreckter Hügel, auf dessen Scheitel eine lange steinerne Rolle von einzelnen Gneisschnitten, mächtigen Mühlsteinen, hingewälzt war, eine sonderbare Naturschöpfung. Diese Steinabschnitte hatten, wie ich feststellte, einen Durchmesser von sechs Meter und waren anderthalb Meter dick. Am jenseitigen Fuß des Hügels lag der Weiher, in dessen Wasser die „heiligen Aale“ wohnen sollten.

Der Dorfhäuptling mit vier Männern erwartete uns. Er möchte uns führen, erklärte er, und zugleich darüber wachen, daß den Aalen kein Leid widerfahre. Wir kamen bald zu einem klaren, aus dem Weiher abfließenden Bach. Herrlicher Uferwald umsäumte den Wasserspiegel. Die Aale hatten sich wirklich einen entzückenden Platz zum Aufenthalt ausgesucht. Ich watete mitten in den Weiher hinein, damit mir nichts entgehe und ich alles genau beobachten könne.

Die Malgaschen kauerten sich am Ufer nieder und begannen mit flacher Hand auf den Wasserspiegel zu schlagen. Sie pochten an das Wasserhaus. Nichts zeigte sich. Sie klopfen noch einmal. Da näherten sich, zu meiner großen Überraschung, zwei, drei starke Aale, die so dick waren, daß man jeden kaum mit einer Hand hätte umspannen können. Ich versuchte es auch alsbald, und sie duldeten es. Doch nur halb konnte ich einen wie der andere mit der Hand umfassen. Seltsam! Sie ließen sich ohne Scheu von mir angreifen und auch streicheln – kühl und glatt war ihre Haut, schlüpferig und fischig. Ich hielt ihnen Heuschrecken hin. Vorsichtig nahmen sie mit dem Maule die Schrecken aus meiner Hand. Ich verbarg meine Verwunderung nicht und sagte zu Lucien, er habe wirklich nicht geflunkert. Aber die Malgaschen meinten geringschätzig: „Das sind nur die kleinen Aale. Nicht der Rede wert!“

Da ich nun die Aale nicht länger fütterte, schwammen sie wieder weg. Nun beugten sich der Häuptling und seine Männer zum Weiher nieder, so daß sie mit ihren Mäulern beinah die Wasseroberfläche berührten. Dabei ließen sie eigenartige Zischlaute hören, ein Locken. Hörten die Aale in ihren Gründen?

Ich war gespannt und paßte scharf auf. Mit einemmal bemerkte ich im Wasser eine strudelnde Bewegung, und was ich nun sah, würde ich niemals für wahr halten, hätte ich es nicht mit eigenen Augen gesehen: Ein einzelner Aal schwamm zu mir. Er war sehr groß, seine Länge konnte ich jedoch nicht schätzen, denn in mehreren Windungen umschlängelte er, bei dauernder Bewegung meine Beine. Es kostete mich eine gewisse Überwindung, ihm Heuschrecken zuzureichen. Würde er nicht einen meiner Finger mitschnappen? Aber auch er nahm das Futter manierlich, ohne mich zu verletzen. Ich faßte ihn nun an, kaum konnte ich mit meinen zwei Händen seinen Leib umspannen.

„Amalonabebe!“ sagte ich zum Häuptling und meinte: Ein Riesenaal! Der aber starrte mich erstaunt an, und auch die andern blickten überrascht zu mir. Warum denn bloß? Der Aal aber, der alle meine Heuschrecken verzehrt hatte, verschwand wieder. Ich hatte feststellen können, daß er ein Angehöriger der mir wohlbekanntesten europäischen Art war und nicht der madagassische gelbe und schwarzgefleckte, von dem sehr große Formen nicht selten sind. Offenbar kamen beide Arten vor.

Der Häuptling, bei meiner Ankunft ziemlich zurückhaltend gewesen, war nun auf einmal ganz zutraulich geworden, und er bat mich in seine Hütte zum Reisschmaus. Ich folgte ihm, und beim Essen erzählte er, die heiligen Aale seien das Eigentum des Guten Steppengeistes.

„Des Angatra vom Berg Andriamatoa?“ fragte ich.

„Kennst du den?“ meinte er verwundert.

Ich erzählte ihm, ich hätte kürzlich die Bekanntschaft des Alten vom Berge gemacht, indem ich auf ein Schattenspiel zu sprechen kam, das sich kürzlich bei schrägsteher Sonne als eine scheinbare Skulptur – ein Gesicht –, auf den Felsen des Berges abgezeichnet hatte und das meine Begleiter für das Gesicht des Guten Steppengeistes hielten, das wohlwollend zu mir niederblickte.

„Schlief er?“ fragte der Häuptling.

„Er hatte die Augen geöffnet und blickte mich sehr freundlich an. Frag nur meine Träger, sie waren mit dabei!“

Er ging hinaus und erkundigte sich. Zufriedenen Gesichts kam er zurück. Die Mitteilung schien auf ihn großen Eindruck gemacht zu haben. Dann begann er vom Angatra zu erzählen, dem Alten vom Berge. Der sei ein guter Geist, der sich um alles in seinem Lande kümmere. Uralt sei er und schon dagewesen, als die ersten Menschen in die Steppe kamen. Und weil er so alt sei, wäre er oftmals recht müde, namentlich bei großer Hitze. Dann schlafe er, und während er ruhe, schlafe alles in seinem Reich: Menschen, Tiere, Pflanzen, auch der Wind. Selbst der Fluß liege schlafend in seinem Bett. Wenn aber der Berggeist schlafe, sei es nicht gut für einen Mann, in der Steppe zu sein – dann trieben die Steppenhexen ihr Unwesen. Vor ihnen solle man sich in acht nehmen. „Für dich aber“, füge er beruhigend hinzu, „besteht keine Gefahr. Die Aale haben erkennen lassen, daß der Berggeist dein Freund ist, und er wird dich schützen. Nur von den Freunden des Angatra läßt sich der Amalonabé anfassen, nur von ihnen sich füttern. Und deshalb war ich vorhin so überrascht, als ich sah, wie du den großen Amalonabé anfassest und er deine Heuschrecken nahm.“ Gefiel ihm meine Miene nicht?

Er erzählte mir sogleich einige Geschichten, wonach es all denen übel ergangen sei, die nicht an die „Heiligkeit“ der Aale geglaubt hätten. – Nun trat mein Diener in die Hütte und flüsterte mir zu: „Ein Gewitter kommt mit viel Regen!“ Eine wichtige Nachricht. Wir mußten unverweilt aufbrechen, sonst kämen wir zu spät zum Fluß Sakarandra. Er würde Hochwasser führen, und wir kämen nicht mehr hinüber, müßten dann im Freien übernachten. Kurzer Abschied vom Häuptling. Die Träger rannten los, und wir kamen, wenn auch völlig durchnässt, noch vor dem Heranrollen des Hochwassers über den Fluß.

Zum Abendessen war ich wieder in meinem Dorf und meiner Hütte. Nachts, während ich noch lange wachlag, beschäftigte mich der Gedanke an die „heiligen Aale.“ Allem Anschein nach hatten sie ihren Weiher schon lange nicht wieder verlassen, und neue waren nicht zugewandert. Sie dürften demnach Gefangene des Weihers sein. Doch der Bach fließt, und er durchbricht westlich von Itróngoy ein Riff. Dort fand einmal ein Bergsturz statt und verschüttete das Bachbett. Das Wasser kann zwar abfließen, für die Aale aber blieb kein Ausweg. Da eifrig von den Eingeborenen gefüttert, wurden sie groß, stark und auch zahm. Der Aberglaube hatte sie „geheiligt“. Wenngleich Aale auch über Land wandern, so werden sie es doch nicht in der heißen, trockenen Steppe tun, und sie bleiben lieber, wo sie sind – im klaren Wasser des Weihers von Itróngoy, zumal da sie keine Nahrungsorgen kannten. So würde es sein, eine andere Erklärung wußte ich nicht.

Alo Heuler:

Das Fremde

Die Musik drang zunächst nur wie gehetzte, kurzstrichige Flascheolettöne, als kleine rhythmische Aufschreie in das Gewirr klappernder Teller und weinlauter Stimmen. Aber bald zog sie uns auf die Straße.

Vor dem „Huri-Hotel“, in dessen Keller wir bei Honigkerzenlicht uns das Abendessen verzaubern ließen, schleiften die Sterne fast am Boden, so tief hing der dicke schwarze Samt der Nacht herunter, voll vom Brodem des hohen Sommers.

Der Rhythmus des Zigeunerorchesters, aufgebaut vor der lampengetränkten Fassade des Gegenhotels, schwirrte wie ein Grillenmeer und reizte Blut und Nerven.

Hier, wo das Schwarze schwärzer war und das Metall der Lichter gleißen, der in die Augen drang als am idyllischen Main, fühlte ich lustvoll das Fremde, das sich in großen Gegensätzen auftat.

Auf den Staubstraßen Mittelanatoliens, im Läuten der Kamelglocken auf dem Weg zum nächtigen Markt in Söke, in den Moscheen Istanbuls, über vertrockneten Salzseen oder in der kochenden Glut des Mittags, wenn Bauer und Arbeitsbüffel bis zum Hals im Wasser hockten, so daß Tier- und Menschenköpfe auf dem jetzt gleissenden Glas des stehenden Wassers zu schwimmen schienen – da drang das ganz Andere, das überwältigend Fremde auf uns ein, schob das Gewohnte wie eine ausgelebte Liebe zur Seite und fraß sich leidenschaftlich bis in die Mitte des Herzens. Nicht zuletzt war es auch die siedende Sonne, die mich in einen echten Rausch versetzen konnte und die jetzt noch in der Nacht alle Speicher mit Hitze aufgeladen hatte.

Die Sonne an jenem Nachmittag in Antalya, der Hafenstadt an der Südküste, die nach Pferde-Urin riecht, zwischen 12 und 14 Uhr – während die Meinen im Kühlschranks des Mittelmeers hockten – wie schickte sie mir die heißesten Bündel von Strahlen entgegen und – bei Allah! – ich lief in sie hinein wie in eine brünstige Umarmung. Es war Glück, tiefe kreatürliche Dankbarkeit, eine innige Einheit mit dem Kosmos.

Hundert böse, ja gemeine Namen habe ich für meinen Todfeind, den Wind, den ich von allen Kräften der Natur nur mit rachsüchtigen Gefühlen ertragen kann. Für die Sonne habe ich nur einen: „Geliebtes“, den schönsten für das, was man umarmend in Besitz genommen hat.

In dieser Nacht vor dem Huri-Hotel in Urgüb also hockte die Sonne noch in der Schwärze und der „Hurenwind“ schlief irgendwo, meinetwegen in der Hölle, wo er hingehört.

Das riesige lackierte Eisenbett, ein Familienpfühl für alte türkische Frauen- ausmaße, stand hell beleuchtet in der Ecke des Hotelsaals, allen Außenstehenden sichtbar. Der Saal war trunken, obwohl der Profet den Wein verboten hatte. Aber nicht den Raki, weil er ihn zu seiner Zeit noch nicht kannte.